

Das Brot im Baselbieter Volksleben

Autor(en): **Müller, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **37 (1939-1940)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-113521>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Brot im Baselbieter Volksleben.

Von Gustav Müller, Lausen.

Von dem uralten ehernen Gebot „Im Schweisse deines Angesichtes sollst Du dein Brot essen“ bis zu der Unservaterbitte um's „tägliche Brot“ wird das Brot immer wieder zum Inbegriff aller menschlichen Nahrung gestempelt. Diese Vorzugsstellung eines Hauptnahrungsmittels wird ihm auch zuerkannt, wenn im Jahre 1621 Bastian Gisin, Schulmeister der Jugend und Vorsänger zu Oltingen in einer Bittschrift an den Rat in Basel berichtet, „das der Ehrbare Hans Heinrich Grossmann, Bott zu Oltingen für (= vor) eine Ehrsame gemein kommen ist und sich auch gantz höchlich mit weynenden Augen vor dero beklagt habe, wie er sein Muss und Brott Nümmer mehr könne gewünnen“. Es ergibt sich ganz von selber, dass ein Nahrungsmittel von solcher Bedeutung in unserer Sprache sowohl als auch in Sitte und Brauch eine wichtige Rolle spielen muss. Diesem Sprachgut und Brauchtum auf dem Boden des Baselbiets nachzugehen, ist der Zweck der nachfolgenden Ausführungen.

Wir alle kennen von Kind auf den Werdegang des Brotes. Da lösen sich ab: Pflügen, Säen, Ernten, Dreschen, Mahlen und Backen. Heute wickelt sich diese Reihenfolge von Tätigkeiten sozusagen industriemässig ab, und wenn's auch mal irgendwo fehlen sollte, z. B. am Wetter, so hat in der heutigen Zeit mit den überaus günstigen Verkehrsverhältnissen trotzdem jeder sein gewohntes tägliches Brot, grobes oder feines, grosses oder kleines.

Zu Grossvaters Zeiten war es anders, da wurde nur selbstgepflanzte Brotfrucht verbacken. Keine Eisenbahn, kein Dampfschiff brachte fremdes Korn. War mal ungünstiger Witterung zufolge Misswachs, so gabs sofort Teuerung, so z. B. im Jahre 1847. In Lupsingen schrieb damals ein gewisser Johannes Tschudin in seine Bibel: „Theure Zeit im Jahr 1847, der Sack Kartoffeln 20 Franken, schreibe zwanzig Schweizerfranken. Und das Pfund Mehl 48 Rappen.“ Und vom damaligen Orismüller wird erzählt, er sei von einer mehr-

tägigen Fahrt aus dem Elsass heimgekehrt, ohne das erhoffte Korn mitzubringen und habe sein Geld in die Stube hinausgeschmissen mit den Worten „Do fräset Gäld, Brot gits e keis“. Wir wollen uns nun aber nicht weiter der Betrachtung von teuren Zeiten hingeben, wir haben ja alle solche miterlebt. Es sei nur noch auf das winzig kleine Batzenbrötlein aus dem Hungerjahr 1816/17 aufmerksam gemacht, das im Historischen Museum in Basel ausgestellt ist. In Arboldswil buk man damals Chrüschbrot und zur Erinnerung daran später bei jeder Bachete ein Chrüschweggli.

Wenden wir uns nun aber guten Jahren zu. Da dehnten sich auf weite Strecken hin die wogenden Kornfelder aus und gingen der Reife entgegen. Es war noch ein Überbleibsel der Dreifelderwirtschaft, dass Acker neben Acker lag, und wenn wir uns dies vorzustellen versuchen, können wir sehr wohl verstehen, warum früher im Zürcher Unterland ein Glockenzeichen den allgemeinen Beginn der Ernte ankündigte, wie heutzutage noch in Muttenz und Pratteln die Weinlese, der Herbstet, eingeläutet wird. Die Ernte war ein sogen. „grosses Wärch“ und war eine strenge Zeit, zumal alles Getreide noch mit der Sichel geschnitten wurde. Da brauchte es manche fleissige Hand und willige, beugsame Rücken. Von einem frühern Gastwirt im Oberbaselbiet ist die Redensart überliefert: „s'Schnyde isch nit für d'Lüt, das isch für d'Frickthaler“. Von dort her stellten sich nämlich zur Zeit der Ernte ganze Trupps von Schnittern und Schnitterinnen ein. Einige, 4 bis 6 Mädchen in Begleitung eines Burschen, welcher die Sicheln zu dengeln und zu wetzen hatte („Es muess si ein e baar mol ghaue ha, eb er rächt cha wetze“), taten sich zu einem sog. „Gschnitt“ zusammen und liessen sich insgesamt zum Kornschneiden dinge. Die Arbeit wurde verakkordiert; für das Schneiden einer Jucharte wurden hierzulande 4 bis 6 Franken bezahlt. Ins Hinterland und untere Baselbiet kamen Schnitter aus dem Schwarzbubenland und dem Schwarzwald, letztere kurzweg „Wälder“ genannt.

Heiss brannte die Sonne auf die gekrümmten Rücken hernieder. Die rechte Hand führte die Sichel, während die linke die Halme zusammenraffte oder auffing, je nachdem eine lange „Hooggesichle“ oder aber eine kurze „Wäldersichle“ benutzt wurde. Die abgeschnittenen Halme wurden geordnet zu Boden gelegt, Handvoll neben Handvoll.

Es galt die Regel:

Drei Hampfle gäbe ne Zatte,
Drei Zatte ne Hüfli,
Drü Hüfli ne Garbe.

Die Schnitter arbeiteten sich in einer gestaffelten Reihe quer über den Acker. Die Breite der Arbeitsfront hiess ein John (das Wort ist heute noch gebräuchlich beim Heuen, auf dem Kartoffelacker und bei Rebenarbeiten), und auf diese Weise arbeiten hiess „jöhnle“. Geübte Schnitter leisteten sich etwa den Scherz, sich eine Gasse durch das Kornfeld zu schneiden bis vor die andern. Wer auf diese Weise „useghaue“¹⁾ war, war natürlich dem Spott preisgegeben. Das stehen gebliebene Stück nannte man „Fulacker“ oder „Zipfel“. In Gegenden, da man noch einen Geiger zur Ernte mitnahm, wie es Jakob Bosshart im „Festbauer“ schildert, da spielte der Musikant die Zipfelweise und sang ein Spottliedlein dazu. Etwas Unterhaltung tat bei der einförmigen, ermüdenden Arbeit not. In der Mittagspause erzählte man sich gerne allerlei Anekdoten und Schnurren, z. B. den Witz von jenem Mädchen, das zum erstenmal in einen Eisenladen kam und beim Anblick von Rebmessern staunend ausrief: „Was der Tüfel nit tuet, jungi Sicheli!“, oder von jenem Tagelöhner, welcher einen Laib Brot in den Händen herumdrehte, von allen Seiten beguckte und schliesslich den Meister fragte: „Isch's glych, wo-n-en aschnyde?“, und als der Meister diese Frage bejahte, schmunzelnd erklärte: „Derno nimm en hei und schnyd en deheim a.“ Die Schnitter blieben den ganzen Tag auf dem Acker. Im Birseck gab man jedem am Morgen ein Laiblein Brot mit und Getränk für alle in einem grossen grün glasierten Krug, dies zur Zwischenverpflegung. Das Mittagessen wurde aufs Feld gebracht, ebenso das Morgenessen; denn die Arbeit begann schon lange vorher. Schon um 3 Uhr, so wurde mir (in Oltingen und Lausen) erzählt, hätten die Fremden ihre Arbeit aufgenommen. Dies kam aber jedenfalls nur vor, wenn im Akkord gearbeitet wurde, nicht aber bei Taglohnarbeit; diese dauerte 12 Stunden.

Wenn das ganze Ackerfeld geschnitten war, wurden die Garben gebunden. Heutzutage verwendet man hiezu die allgemein bekannten roten und grünen Garbenbändchen mit

¹⁾ Wenn die Oltinger Kinder beim Schlitteln Kameraden überholen, rufen sie frohlockend „useghaue“.

dem Holzrädchen an einem Ende. Damals hatte der Bauer selber für das Bindematerial aufzukommen, und diese Arbeit gehörte mit zu den bäuerlichen Arbeiten im Laufe des Jahres. Wir müssen uns darum hier einen kleinen Abstecher erlauben und diesem Seitenweglein folgen.

Schon zur Winterszeit durchstreifte der Bauer den Wald und hieb sich junge Haselruten und „Chinggerten“¹⁾, wenn möglich auch Weiden oder junge Stockausschläge von Buchen und sogenannte „Schwilchen“²⁾ ab. Hier hiess es auch: „wär zerscht chunt, mahlt zerscht“. Der Saumselige konnte dann weit herumstreifen, bis er genug Bänder beisammen hatte; denn es brauchte alljährlich tausende solcher Ruten. Das Herichten der Bänder war eine wichtige Winterarbeit, die im Schopf oder bei grösserer Kälte auch in der warmen Stube vorgenommen wurde. Zuerst schnitt man jeder Rute sämtliche Nebenästlein ab bis auf zwei oder drei, diese sollten dann später dazu dienen, den „Schaub“ festzuhalten. Da man ziemlich dicke Ruten auswählte, war es eine Mühe, sie zu drehen. Die widerstandsfähigsten wurden in den Backofen neben die Glut gelegt, „bäit“, und dadurch schmiegsamer gemacht. Zum Drehen klemmte man die Ruten in den Schneidstuhl fest (ein altertümliches Gerät, das dem Bauern die Hobelbank ersetzt), und um die Füsse an der Zange besser ansperren zu können, schlang man ein Seil um den Rücken und die Zange. Auf diese Weise hat dann einer tatsächlich nach der Baselbieter Redensart gehandelt: „Er het Buuch und Bei agwändt“. Etwa eine Hand lang vom dickern Ende entfernt wurde die eingespannte Rute geknickt; dieser äusserste Teil hiess der „Chnode“. Von da an wurde die Rute etwa auf Armlänge gedreht und zwar mit Hilfe eines Weidendrehers; das ist ein Stück Holz, an dem ein Lederstreifen befestigt ist. Dieser wurde um die Rute gewickelt, bis er fest hielt. Nun konnte man einfach mit dem Holz ringsum fahren. Das ging natürlich dann viel leichter als von Hand. Je 50 fertige Bänder wurden zusammengebunden und so aufbewahrt, bis man sie brauchte. Wer keinen so grossen Bedarf hatte, der suchte sich Bänder erst im Sommer zwischen Heuet und Ernte. Der konnte sich dann nach der Bauernregel richten: „Wenn's a dr Pfeische rägnet, so cha dr Bur s'dritt Band im Wald lo stoh“.

¹⁾ Hornstrauch (*Cornus sanguinea*). — ²⁾ Gemeiner Schneeball (*Viburnum opulus*).

Kehren wir nun zurück zur Ernte. Es war eine Arbeit für Kinder, die Bänder in gewissen Abständen bereit zu legen. Der Knoden wurde jeweils in den Boden gesteckt, damit er sich nicht unter den angehäuften Halmen verlieren konnte. Und wehe einem Bürschlein, das nicht flink genug die Bänder legte. Es musste damit rechnen, dass ihm der Binder eine der Ruten über die gespannten Höslein strich. Denn die Binder wurden leicht unwirsch bei ihrer anstrengenden Arbeit. Man verlangte von einem Binder, dass er in einer Stunde 60 bis 70 Garben binde. Da musste einer recht geübt sein und flinke Anträgerinnen um sich haben. Er trug einen Bund „Schaub“ mit sich, gut gewässertes Eicher- oder Haberstroh¹⁾. Davon ergriff er einen Wisch, legte ihn zwischen das Band und die stehen gebliebenen Seitenzweige, presste beides zusammen und schlang den Schaubbüschel darum. So wurde das Band um ein Beträchtliches verlängert, manchmal sogar durch zwei Schaubbüschel. Denn man machte damals grosse und schwere Garben. Eine allein ergab beim Dreschen ein Viertel Kernen. Soviel erhält man heute nicht einmal von drei Garben zusammen. Das mit Schaub zubereitete Ende des Bandes hielt der Binder in der Hand und liess sich drei Häufchen „atrage“. Dann kniete er auf die Halme und zog den Knoden aus der Erde oder liess sich denselben von der Anträgerin reichen, quirlte den Schaub darum, zuerst von Hand, nachher mit dem Garbenknebel, den der Daumen der linken Hand an das Band drückte. Die rechte fuhr zweimal mit dem Knebel ringsum, stiess den gedrehten Knopf unter das Band in die Garbe hinein, sodass er sich nicht von selber öffnen konnte. Wollte man ihn dann aber beim Dreschen lösen, so fuhr man einfach mit der Faust unter das Band und stiess ihn hinaus. Jede fertig gebundene oder „geknüttelte“ Garbe erhielt noch einen leichten Schlag mit dem Knebel, das sollte wohl bedeuten, „so jetzt bisch fertig“. Es wurde mir auch erzählt, dass ältere Leute noch jetzt²⁾ die Gewohnheit haben, an einigen Halmen der fertigen Garbe zu zupfen. Wer weiss, wo diese beiden unscheinbaren, aber sorgfältig beobachteten Bräuche ihre Wurzeln haben? Flink mussten die Anträgerinnen sein, damit der Binder

¹⁾ Spasshafte Redensart: „der Schaub het si ghänkt“, womit man nicht etwa eine Person namens Schaub meinte, sondern die Schaubbündel, die unter dem Scheunendach hängend aufbewahrt werden. — ²⁾ D. h. 1927.

nicht auf sie warten musste, sonst war nicht gut Wetter bei ihm, besonders wenn etwa noch der Schaub brüchig war und alle Augenblicke wieder riss, dass die glatten Halme breit auseinander fuhren. Aber wenn die Arbeit munter vorwärts ging, herrschte natürlich schon bessere Laune. Und wer kann es einem Binder verdenken, wenn er sich im Anblick einer Anträgerin vergaffte, die in blaugedrucktem ärmellosen Baumwollrock und rotem Kopftuch vor ihm stand mit kräftigen, sonnenverbrannten Armen, die nur der kurze weisse Hemdärmel deckte, die goldene Feldfrucht umschlungen haltend. Und wenn sie dann ihr Knie gegen die Fülle der Halme sperrte, um das Binden zu erleichtern, dann kam es etwa vor, dass ein übermütiger Schnitter versuchte, die Anträgerin in die Garbe zu binden, zum allgemeinen Ergötzen der andern. Einen ähnlichen Scherz leisteten sich heute noch die Drescher in Oltingen, wenn sie das ausgedroschene Stroh zu Wellen binden. Da packt einer unversehens einen nahestehenden Buben — Buben stehen ja überall dabei — und bindet ihn in die Mitte der Strohwellen. Der so Vergewaltigte hat dann allerdings das Recht, in diesem ungewöhnlichen Kostüm nach Hause zu gehen und das Stroh zu behalten. Die Garben mussten schön in der Mitte gebunden werden. Sie durften, wie der Fachausdruck lautete: „Nit z'vill Füdle ha“, d. h. der untere Teil durfte nicht zu lang sein, da sonst die Halme leicht zum Band hinausrutschen konnten. Bei der heutigen Ernteweise, wo man das Korn mit der Sense oder gar mit der Maschine mäht, kommen sie nicht mehr so glatt zu liegen, dass dies leicht geschehen könnte. Wenn die letzte Garbe eines Ackers nicht mehr die volle Grösse erreichte, so nannte man sie „Glücksgarbe“. Im Zürichbiet hiess sie Wiege, und den betreffenden Schnittern und Schnitterinnen, unter deren Händen sie entstanden war, fehlte es nicht an lustigen Neckereien von Seite der andern. Waren sämtliche Garben eines Ackers gebunden, so war es von jeher Brauch, sie zu zählen. Um sich dies zu erleichtern, pflegt man im Oberbaselbiet noch heute jede zehnte Garbe aufzustellen, wie wenn noch eine dunkle Erinnerung vorhanden wäre an jene Bestimmung der Zehntenordnung der Stadt Basel vom 13. Februar 1762, welche vom Hausherrn verlangte:

„Sind die Garben gebunden und in Reihen gebracht, und zwar diejenigen jeder Fruchtart, Korn, Gerste, Roggen

usw. besonders, so zählt sie der Hausherr, indem er jede zehnte aufstellt.“

Diese aufgestellten Garben mussten stehen bleiben und wurden dann als „Zehnten“ abgeholt. „Ätter“ nannte man eine Lage von 16 Garben auf dem Erntewagen. Sobald der letzte Erntewagen einen Acker verliess, hatten die Ährenleser das Recht, denselben zu betreten und die abgefallenen Ähren in ihren umgeschnallten Kratten zu sammeln. Der wurde von Zeit zu Zeit in ein am Ackerrand liegendes Säcklein geleert, und wenn die Kinder abends heimzogen, rief man ihnen zu:

Ehriufäser, was träget er hei?

Volli Seckli und müedi Bei.

Es galt als selbstverständlich, dass die Schnitter den Ährenlesern nicht grob begegnen sollten. Liess man sich zu einem Imbiss nieder, so rief man die Ährenleser der benachbarten Äcker herbei und verabreichte jedem ein Stück Brot, und dies noch zu einer Zeit, da jene oben erwähnte Basler Zehntenverordnung von 1762 wohl längst in Vergessenheit geraten war, die unter anderm auch vorschrieb: „Ährenlesende Arme sind mit christlicher Liebe zu behandeln“. Es stellten sich auch Ährenleser ein aus andern Ortschaften, z. B. aus dem Solothurnerbiet. Diese übergaben dann ihre Säcklein während der ganzen Ernte der Obhut eines Nebenhofbauern. Es kam auch etwa vor, dass ein solcher Hofbesitzer ihnen die ganze Frucht ihrer Arbeit abkaufte; denn diese Ähren galten als das beste Saatkorn. Begreiflicherweise, da gewöhnlich die schwersten und am besten ausgereiften Ähren zuerst abbrechen. Als später auch etwa die eigenen Kinder auf den Acker mitgenommen wurden zum Ährenaufflesen, da wurden sie zur Arbeit angespornt mit den ermunternden Worten: „Heb ärscht, i mach dr derno e Öpfelweggli, wenn mer bache, wenn de brav Ehri uffisich“.

Wenn dann nach Tagen und Wochen der letzte Erntetag gekommen war, so gab es einen feierlichen Abschluss der Ernte durch das Schneiden des „Glückshämpfeli“. Von den zuletzt noch stehengelassenen Ähren schnitt die jüngste Schnitterin in drei Malen und unter Anrufung der drei höchsten Namen 9 oder 12 Ähren ab. Vom Ernteherrn erhielt sie dann ein Trinkgeld. Die paar Ähren wurden kunstvoll zu einem Zopf verflochten und in der Nähe des Spiegels aufgehängt. So geschah es im Oberbaselbiet. Man kann auch heute noch

nach der Ernte in Bauernstuben ein Büschel schöner Ähren antreffen, über dem Fenster aufgehängt oder in einer Vase auf der Kommode stehend, gewöhnlich mit einer Schleife von Seidenband zusammengehalten. Die kunstvollen Zöpfe versteht man nicht mehr zu flechten; man bedenke, wir leben im Zeitalter des Bubikopfes. Über das Schneiden des Glückshämpfels im Birseck berichtet Johannes Kettiger¹⁾ folgendes: „Wenn der letzte Acker eines Bauers geschnitten wird, so lassen die Schnitter 9 der schönsten Ähren auf irgend einer Stelle des Ackers stehen für das Glückshämpfel. Ist nun ‚Alles ab‘, so begibt sich das ganze Geschnitt zu der Stelle, wo die 9 Ähren stehen, kniet nieder und betet 5 Vaterunser. Hierauf nimmt der jüngste Schnitter die Sichel und schneidet in den drei höchsten Namen die Ähren ab. Diese bilden dann das Glückshämpfel. Die Schnitterinnen winden hierauf dasselbe zu einem Kranze und bringen ihn dem Ernteherrn. Dieser verabfolgt seinerseits ein Geschenk, und hängt das Glückshämpfel in dankbarer Gesinnung an die Erntebescherung etwa in der Nähe des Kruzifixes auf“²⁾.

Der letzte Erntewagen wurde oft geschmückt mit einem Tannenbäumlein, an das bunte Kopftücher der Schnitterinnen und Bänder geknüpft worden waren. Als Kind bin ich selbst noch auf einem derart geschmückten Heuwagen von der zuletzt geheueten Matte heimgefahren. Den Abschluss der Ernte bildete dann ein frohes Familienfest, die Sichellose, wozu Küche, Keller und Rauchkammer reichlich beisteuerten. Mit Gesang, Scherzen und Spielen wurde der Abend ausgefüllt. Wenn einer sich auf Musikmachen verstand, geschah es auch, dass das Jungvolk, alle Müdigkeit vergessend, noch zu tanzen begann und sich bis weit in die Nacht hinein daran vergnügte. Am andern Tag wurden dann die Schnitter abgelöhnt und entlassen. Jeder erhielt noch einen Laib Brot von der ersten Bachete der neuen Ernte.

Im Spätherbst oder zu Winteranfang, wenn man mit den Feldarbeiten fertig war, oder auch erst wenn das Gabholz gemacht war, konnte mit dem Dreschen begonnen werden. Erst dann, denn es brauchte Leute. Je mehr Drescher man bekommen konnte, desto rascher wickelte sich die Arbeit ab,

¹⁾ Joh. KETTIGER, Landwirtschaftliche Zustände im Baselland (1857) S. 25. — ²⁾ Vgl. H. CHRIST, Der alte Bauerngarten (1916) S. 102; SÜTTERLIN, Arlesheim S. 157 und Archiv 3, 330.

und um so kurzweiliger war es auch. Das Dreschen sollte um die Weihnachtszeit beendet sein. Es scheint, dass im Oberbaselbiet normalerweise 6 Drescher das Getreide mit dem Flegel bearbeiteten. Gewöhnlich schlossen sich einige Burschen zusammen, die einander gut verstanden und auch inbezug auf Links- und Rechtshändigkeit einander ergänzten. Diese blieben während der ganzen Dreschzeit beisammen. Ja, es gab Gruppen, die während vieler Jahre miteinander den Flegel schwangen. Mit dem Dreschen wurde zu einer für die Winterszeit ungewöhnlich frühen Morgenstunde, schon vor dem Morgenessen begonnen, spätestens um halb sechs Uhr. Denn die Ordnung verlangte, dass vor dem Morgenessen eine „Tennete“ durchgedroschen wurde und die zweite bereit gelegt war. Das waren 6 Garben, die man den beiden Längswänden der Scheune entlang auseinander gelegt hatte, die Ähren gegen die Mitte der Scheune gerichtet. In der Längsrichtung dieser beiden Lagen (Schenkel genannt) bewegten sich nun je drei Drescher hin und her, dabei das zu ihren Füßen liegende Getreide tüchtig klopfend. Auf der einen Seite schritten ihrer zwei rückwärts und einer vorwärts, auf der andern war es umgekehrt. Aus eben diesem Grunde war es notwendig, dass die Hälfte der Drescher Linkshänder waren, damit die Arbeit keinem „über d'Hand“ ging. Der Alleinschreitende hiess „Vorabdröscher“, die beiden andern nannte man „Wanddröscher“ und „Näbenabdröscher“. Es herrschte zwischen ihnen eine strenge Arbeitsteilung. Der Wanddrescher musste die Garben auseinander legen, „alegge“, der Nebenabdrescher musste vorstehende und nebenausliegende Halme in die richtige Lage verbringen mittels eines Rechenhauptes. Obliegenheit des Vorabdreschers war es, die Strohwellen zu binden und die Scheune zu kehren mit einem Besen von Tannenreisig. Kein anderer durfte den Besen zur Hand nehmen. Wurde mit Dreschen begonnen, so führte der Wanddrescher den ersten Streich. In der Regel wurden im Tage 12 bis 14 Tenneten gedroschen, also 72 bis 84 Garben. Geizigen Bauern redete man nach, sie machten extra grosse Garben, um mit weniger Dreschtagen auszukommen. So eintönig uns jetzt die Arbeit dieses gleichförmigen Klopfens erscheint, fehlte es dabei nicht an Spass und Unterhaltung, besonders wenn ältere erfahrene Drescher dabei waren. Solche hielten natürlich strenge darauf, dass sich die einzelnen Arbeiten ordnungsgemäss abwickelten,

und wehe einem jungen Bürschlein, das zum erstenmal mitmachte; das nahm so ein alter Kämpfe gerne aufs Korn, oder wie der Baselbieter sagt „er het ihn uf der Liste gha“, ob er auch schön mit den andern im Takt bleibe. Um recht in den Takt zu kommen, hielt man sich an einen Dreschreim oder ein kurzes Wort. Z. B. für 6 Drescher: „D'Chatz het d'Suppe gfrässe, d'Mus het d'Täller gwäsche.“ Wenn vorübergehend nur ihrer Fünfe waren und zwischenhinein ein Streich fehlte, so tönte es „chrütz—dunnerwetter—“. Zum Dreitakt hielt man sich an das Wort „Bart-lo-me“ oder an das Sprüchlein „die Katz macht ein Buckel“. Zur Stütze des Viertaktes diente folgender Vers:

z'Niederbipp und z'Oberbipp und z'Wiedlisbach und z'Wange
(schiss in Sack) und sug am Zipfel, gäll i ha di g'fange.

Aus dem Diegtortal konnte ich folgende Sprüchlein in Erfahrung bringen:

für den 3 Takt	Chrut und Speck, oder: Drei Landvögt (in Lausen: Drei Lamp-hünd)
für den 4 Takt	Chrut und Pappe
für den 6 Takt	Chrut und Fotzelschnitte
für den 8 Takt	Chrut und Speck und Fotzelschnitte.

Minder, ein Spassvogel des Waldenburgertales, von dem noch allerlei Münsterli im Volke leben, verstand es gut, an Winterabenden eine Stube voll Leute damit zu unterhalten, dass er mit Fäusten, Ellbogen und Füßen das Dreschen nachahmte vom einzelnen Drescher bis es ihrer achte waren. Dieses Klopfen begleitete er mit den Reden der Drescher unter sich, die nach Helfern riefen, und mit den Dreschversen.

Ältere Drescher suchten gerne jüngere aus dem Takte zu bringen, indem sie ihnen auf den Flegel klopfen, dass ihnen die Flegelgerte in der Hand brannte. Oder sie liessen einen Streich aus oder stellten statt des Flegelhauptes den Flegelstiel (Stelze) auf den Boden¹⁾. Im Laufe des Nachmittags, wenn die 12 Tenneten durchgedroschen waren, kehrte man die Körner auf einen Haufen, räumte die Scheune von Stroh und stellte die Röndle breit. Dann begab man sich in die Stube zum Vesperbrot. Nachher wurde die Frucht durch die Röndle gereinigt. Man hörte es gerne, wenn die Drescher dabei sangen. Das war

¹⁾ Andere Scherze s. SÜTTERLIN, Arlesheimer Heimatkunde S. 158.

ein Zeichen, dass der Bauer beim Vesper das Trinken nicht gespart hatte. Man hatte damals noch nicht die vervollkommenen Röndlen, sondern die langen Rohrröndlen. Ein Drescher hatte nun den Windhaspel zu treiben, einer die Kernen in den Holztrichter zu sieben mit einer sog. „Ryttere“, und der Dritte schaufelte ihm die Frucht oben hinein. Zunächst hinter der Maschine fielen die schweren, festen Körner in eine Wanne nieder. Am weitesten weg flogen die leichtesten Hülsen, was in der Mitte lag, wurde nochmals geröndelt. Bevor man die Röndeln kannte, reinigte man die Frucht mit der Wanne. Das ist ein flacher Korb mit zwei Handgriffen, der auf der Vorderseite in einen flachen Rand ausläuft. Eine noch ältere Art, das Getreide zu reinigen, wurde mit der Kornschaufel ausgeführt. Über dieses Verfahren werden wir unterrichtet in einer Klage darüber, wie die Elsässer Bauern die Basler Zinsherren um den vollwertigen Bodenzins prellten. Über jenes Verfahren heisst es dort: Wenn der Bauer gedroschen hat, schüttet er die sämtliche Frucht an einem Ende in die Scheune und wirft sie mit der Wurfschaufel so weit, als die Scheune lang ist; so entsteht dreierlei Frucht: Die am weitesten geworfene ist die schwerste und sauberste, die behält er für sich oder verkauft sie um bares Geld. Die in die Mitte geworfene ist etwas leichter und unvollkommener; deshalb braucht er sie in seine Haushaltung. Die allernächste und leichteste Frucht nennen sie Zinsfrucht. Manchmal ist sie so schlecht, dass sie sogar die Schweine nicht mehr fressen wollen. Es ist spitze Frucht, das oberste an den Kornähren, welches selten zur Reife gelangt. Diese geben sie den Trägern als Bodenzins. Als Entschuldigung sagen sie etwa, es sei die Frucht, die unser Hergott habe wachsen lassen¹⁾. Das gereinigte Korn wurde in Säcke gefüllt und auf den Estrich getragen, dort ausgeschüttet in grosse viereckige Gehäuse, Kornkästen genannt²⁾. In Oltingen heisst man den Estrich zuweilen „Schütli“. Dieser Ausdruck ist auch im Thurgau üblich für Estrich, eben weil man dort oben Getreide aufschüttet. Auf diese Kasten bezieht sich der Bettelreim der Kinder: „Hüt isch Mitti-Faschte, mir hei kei Chorn im Chaste. Gäbt is Eier und Anke, so wei mr höfli danke.“ Es gehörte ein kleiner Kunstgriff dazu, die

¹⁾ S. Basler Jahrb. 1924 S. 187. — ²⁾ Samenkorn blieb in den Säcken, diese durften aber nicht zugebunden werden. Einem Drescher wurden in Arboldswil die Schnüre aus der Hand gerissen.

Öffnung eines Sackes rückwärts über beide Hände gestülpt zum Einfüllen hinzuhalten. Stellte sich hiezu einer ungeschickt, so schalt man ihn: „Er cha alles lätz mache, ummene Sack nit“ (lätz bedeutet verkehrt oder umgekehrt).

Man kennt die Redensart „Ässe wie nä Dröschler“. Was haben nun diese Drescher gegessen? Es war kein Kleines für die Hausfrau, den ganzen Tag auf- und abzutischen. Das hat auch jene Oltinger Pfarrfrau geahnt, welche anlässlich einer Frauenvereinssitzung eine der anwesenden Bäuerinnen fragte, was das auch heisse, „ä so viel Mannevölcher über Tisch z'ha“. Die Angefragte gab ihr bereitwillig Auskunft. Damals gab es:

am Montag	Schnäggechnöpfli und Schnitz
am Dienstag	Späck, Gmües und Schnitz
am Mittwoch	Kaffi und wyssi Chüechli (sogenannte Chnüplätz weil man den Teig dazu über dem Knie zog und streckte)
am Donnerstag	Späck und Gmües
am Freitag	Härdöpfelchnöpfli und Schnitz
am Samstag	Kaffi und Chüechli. Dies aber nur,

wenn nachts eine Flegellöse gefeiert wurde. Im andern Fall gabs am Mittag Fleisch. Alle übrigen Frauen bestätigten diesen Küchenzettel. Morgens und nachts gab es Kaffee und Kartoffelrösti oder wie der Baselbieter sagt „Prägletli Härdöpfel und Kaffi“. Am beliebtesten war natürlich die „Schärete“. Man erzählt sich, dass einmal ein Bauer mit der Hand liebkosend über den Plattenrand gefahren sei und dabei die Platte gedreht habe mit den Worten: „Jä jä, die Platte het feuf Batze g'koscht“. Ein Knecht, der die Absicht des Bauers merkte, drehte die Platte wieder zurück, bis die Schärete wieder bei ihm war, und sagte in bestätigendem Tone: „Jä, sie isch's aber au wärt“. Das Znüni, aus Äpfeln, Brot und Schnaps bestehend, nahmen die Drescher in der Scheune auf dem Stroh sitzend ein. Am letzten Tage wurde beizeiten Feierabend gemacht und der ganzen Nachbarschaft auf folgende Weise kund getan: Die Drescher legten einen Bindbaum vor die Scheune und hängten Ketten und Spannstricke darüber. Daneben legten sie ein Brett. Nun klopfen sie mit den Flegeln noch eine zeitlang abwechslungsweise auf den Bindbaum und auf das Brett. Oft ging dabei noch ein Flegelhaupt in Stücke.

Befand sich unter den Dreschern noch ein junges, unerfahrenes Bürschlein oder einer, dem man es ansah, dass er

das Pulver nicht erfunden hatte, so hielten ihn die andern ein wenig zum Besten — „Jetzt muess me no d'Obertebürschte ha zum d'Oberte abebutze.“ Mit ernsthafter Miene schickten sie dann das Opfer ihrer Neckerei in irgend ein möglichst entlegenes Haus, um die „Obertenbürste“ zu holen, von dort wurde er wieder an einen andern Ort gewiesen, bis er schliesslich merkte, dass es überhaupt gar keine Obertenbürste gebe¹⁾. Heutzutage werden etwa noch Kinder auf diese Weise im Dorf herumgesprengt. Bei der Flegellöse ging es dann wieder hoch her, ähnlich wie an der Sichellöse. Die Sitte verlangte noch, dass die Drescher am kommenden Sonntag nochmals zum Mittagstisch geladen wurden²⁾. Nachher empfangen sie dann ihren Lohn: 8 Batzen für den Tag. Wohlhabendere Bauern zahlten für die Woche 5 Franken; das war dann viel, und es meinte einer, „wunder was er heig“. Im Schließ bei Arboldswil bekam jeder Drescher nach dem Abschluss ein Paar Hosen geschenkt. Es soll aber auch einmal vorgekommen sein, dass die Drescher mit leeren Händen abziehen mussten. Das war bei einem Wirt. Der hatte Abend für Abend mit seinen Arbeitern Karten gespielt und dabei brav Wein aufgetragen. Als dann die Burschen am Sonntag auf ihre Batzen warteten, trat er ihnen entgegen mit den Worten: „Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, Ihr habt Euern Lohn dahin“.

Nach dem Essen machten die Drescher noch ein Kartenspiel miteinander: Beetle, Ramse oder Bynoggle. Im Laufe des Nachmittags erhielten sie einen Trunk und waren dann entlassen, um die nächste Woche wieder einem andern Meister zu gehorchen.

Die Dreschzeit erreichte um Weihnachten ihren Abschluss. Wochenlang tönte das Geklapper durch die stille Winterlandschaft. Am Holzenberg bei Ziefen soll man es ganz gut gehört haben, wenn auf den Gütern Arxhof und Wildenstein gedroschen wurde. Man habe sogar unterscheiden können, wenn einer stärker klopfte, um zu treiben.

Lassen wir nun das Korn auf dem Estrich der weitem Bearbeitung harren, und vernehmen wir inzwischen, wie unsere Sprache reich ist an Bauernregeln und Redens-

¹⁾ In Oltingen galt früher der „Chnabevatter“, das Haupt der Knabenschaft des Dorfes, als der Hüter der „Obertenbürste“. — ²⁾ Wie früher auch die Tagelöhner. Ein Anwiler soll extra am Samstag keine Tagelöhner beschäftigt haben, um sie am Sonntag nicht verköstigen zu müssen, was ihm den Spottnamen „Sabatter“ eintrug.

arten, die sich auf den Getreidebau beziehen. Die Pflege und Vorbereitung des Bodens ist wichtig, darum sagt der Bauer: „guet gfare (d. h. mit Pflug und Egge) isch halb grote“. Inbezug auf den Düngerwert der verschiedenen Streuemittel heisst es

„Stroh macht dr Acher froh,
Holz macht dr Acher stolz,
Laub macht dr Acher daub“,

wohl darum, weil letzteres vom Winde entführt wird.

„Wenn's am Vrenetag rägnet, so sell der Buur der Sack ahänke und go säje, denn 's git e Dröchni. Rägnet's aber nit, so chunt no jedim Buur si Lindi“ (d. h. es wird eine so lange Regenperiode einsetzen, dass auch der Langsamste noch zum Säen kommt).

„Säen soll man in den Tagen der finsternen Nächte (also um Neumond), denn dann gehen die Vögel nicht daran.“

„Wenn 's spot Säje grotet, sell's der Vater de Chindere nit säje.“

„Chorn muess me ynedräckle“ (d. h. bei schlechtem Wetter säen).

„Der Weize mues men undere rolle (oder: undere rumple).“

„Dr Haber muess men im Obsigänd säje.“

„Wenn eine im Herbst über 's Gsäit lauft, set men ihm e Stei norüehre, aber wenn er im Früehlig drüber lauft, set men ihm e Stück Brot nowärfe“, weil die Frühjahrssaat festgemacht werden muss und aus diesem Grunde ja auch gewalzt wird. Von verschiedenen Baselbieter Schulmeistern des letzten Jahrhunderts (Arisdorf, Ziefen, Lausen, Oltingen) wird erzählt, sie hätten im Frühjahr ihre Schulkinder zum Acker geführt, damit sie ihnen „der Some yne trampe“.

„Wenn d'Frucht im Jänner grüenet, so abnet sie bis sie in der Wid isch.“

„Wenn eine im Merz mit eme Sack voll Schnee über e Acher got, so gseht me, wo-n-er dure gloffen isch.“ Das gleiche besagt „Merzeschnee duet allim weh“.

„Am Jörketag (23. April) söll si der Gwaagg im Chorn chönne verstecke.“

„Pfeichten in Ehr (d. h. wenn sich um Pfingsten schon Ahren zeigen), in sibe Wuche Wage-schwer.“

Vor dem Heuet wird die Frucht gejätet, Kinder werden zum fleissigen und gründlichen Jäten angespornt mit der Ver-

heissung, wenn man eine Distel mit dem ganzen Würzelchen herausziehen könne, so hänge ein Goldkörnlein am Wurzelende.

„Me hett's nit gärn, wenn d'Jätter rüehme, me g'hört's lieber, wenn sie chlage“ (es gäb nit vill).

„Wenn's am Dreifaltigkeits-Sundig rägnet, so muess der Bur die dritti Wid im Holz loh“.

„Wenn's am Johanni (24. Juni) rägnet, so rägnet's im Haber dr Chopf ab“, d. h. es wird nachher eine Trockenheit zu erwarten sein.

„Peter und Paul bisst im Chorn d'Wurze-n-ab, ass's zytiget Tag und Nacht“.

Die Tatsache, dass ein trockener Jahrgang dem Getreide zuträglicher ist als ein nasser, fasst der Bauer in folgendem knappen Spruch zusammen:

„Grossi Wasser, chlini Brot, chlini Wasser, grossi Brot“ oder: „z'Johanni grossi Wasser, z'Wiehnecht chlini Brot“.

„Wenn d'Frucht im volle Chaste ufschloht, so schloht si bim leere ab“.

„Es Spotjohr, e Grotjohr“ oder: „Die spote Johr chömme nie leer“.

„Wo Chuemischt isch, isch Brot“.

„Mühliwarm und ofewarm macht die rychschte Bure arm“ besagt das gleiche wie anderwärts die Redensart: „Vorgässe Brot p'schiesst nit“, brandmarkt aber überhaupt das sog. „vo der Hand in 's Muul läbe“.

Auch verschiedene andere Sprichwörter und bildhafte Redewendungen stehen im Zusammenhang mit dem Getreidebau, ohne jedoch nur speziell für diesen Anwendung zu finden. Sagt man „Dr Haber isch mängisch au vor im Chorn zytig“, so meint man damit, dass einmal irgend eine Reihenfolge sich auch umgekehrt abwickeln könne, z. B. dass die jüngere Tochter vor der ältern heiratet.

„Rychi Meitli und arme Lüte ihri Gerste si gly zytig“.

„Will (d. h. während) me um d'Schüre ume lauft, dröscht me nit“, wird auf den Stillstand jeder verlassenen Arbeit angewendet.

„D'Buure drösche Rogge, d'Rotsheere drösche Strau“.

„Wär z'erscht chunt, mahlt z'erscht“, bezieht sich nicht nur auf die Reihenfolge in der Mühle.

„Ässe wie ne Dröscher, e Chopf wie ne Seschter, Auge ha wie ne Ryttere, rünne wie ne Ryttere“ und „Dä cha go Band

haue“, sind allgemein bekannte Redensarten. Wenig schmeichelhaft ist auch, wenn von einer Familie gesagt wird:

„Sie hei vill Wide im Hus“ d. h. „es si verdrehti Lüt“. Ebenfalls den Charakter kennzeichnen die Ausdrücke:

„Verdreiht wie ne Wid“ und „Verdreihter ass e Wid“.

Ein schweizerdeutsches Sprichwort sagt: „d'Müller, d'Schnyder und d'Wäber werde nit g'hänkt, s'Handwärg gieng süscht us“, d. h. es müssten sonst alle wegen Diebstahls bestraft werden. Auch der Baselbieter gibt der Ansicht, dass die Müller Schelme seien, Ausdruck mit folgenden Worten: „Der Bur het zum Müller gseit: Dir bringi kei's z'Mühli meh; druf seit dr Müller, so mira doch, aber de muesch doch wieder zumene Müller goh“..

Dem Müller legt man folgende Worte in den Mund: „Alli Müller si Schelme, aber nit alli Schelme Müller, süscht chönnt ä mänge sälber mahle“.

Mein Vater pflegte zu erzählen: In Liestal wollte einmal ein Spassvogel in einer Wirtschaft eine Versammlung von Müllern foppen mit der Frage: „So weles isch jetz der grösch Mähldieb?“ worauf einer der Angegriffenen sich sehr ereiferte und ihm entgegnete:

„Ga-ga-gang-jetz-je-je-jedim-go-go-ins-Füdle-blose. Dä-dä-dä-wo-am-meishte-Mä-Mä-Mähl-zum-Mu-Mu-Mul-us chunt bi'n em, das isch en“.

Wenn das Brot nicht gerät, darf nicht nur dem Müller allein die Schuld in die Schuhe geschoben werden. Auch das Backen erfordert allseitige Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Namentlich wichtig ist, dass man den Teig genügend „haben“ lasse. In köstlicher Weise schildert Josef Reinhart im „Jümpferlibur“, wie das neugebackene Bauernfraueli, das in der Stadt aufgewachsen ist, zum erstenmal selber backen will und gleich nach dem Kneten den Teig in den Ofen bringt, zum allgemeinen Entsetzen des Mannes und des Gesindes. Brotteig muss man nach dem Kneten mit Mehl bestreuen und mit der Hand ein Kreuz hineinschneiden in den 3 höchsten Namen, damit es gut gerät (Arboldswil). Auch gut geheizt muss der Ofen werden, mit 2 Wellen, sodass schon am stark rauchenden Kamin erraten werden kann, „wo e früschi Bachete um e Wäg isch“. Jenes Verdingkind hat sich diesen Umstand auch zu Nutzen gemacht und alle Morgen auf dem Schulweg die Kamine gemustert. Um die

Mittagszeit ist es dann um die betreffenden Häuser herumgestrichen und hat „guenet“, d. h. mit den Augen gebettelt, bis ihm die Bauernfrau ein Stück „Wäje“ herausreichte. Denn am Backtag gibt's zu Mittag Kaffee und Wähen. Da liegt der ganze Tisch mit Wähen verschiedener Sorten belegt (Ziebele, Öpfel, Chrut, Ankeschärede), dass kaum die Kaffeetassen Platz haben ¹⁾. An solchen Tagen kommen dann auch wieder Scherzfragen in Erinnerung wie folgende: „Woher chunt s'Brot?“ und während der Gefragte nach einer Antwort grübelt, sagt man sie ihm ins Gesicht: „He zum Ofe-n-us“. Oder man fragt einen: „Het dr d'Wäje au scho weh doh?“ — „Nei“. — „Aber jetz“, gibt der andere zurück und schlägt ihm mit einem Wähenstück über die Hand ²⁾.

Von einer Bachete zur andern steht immer der gefüllte Mehlsack in der Nähe des Ofens; es gilt die Meinung, wenn das Mehl recht trocken sei, spare das im Jahr eine ganze Bachete. Gebacken wird gewöhnlich alle 8 Tage. Mannigfaltig sind die Bezeichnungen für missratenes Brot: „dängg“, wenn es nicht luftig ist, „chesig“, wenn es noch teigige Reste enthält, „sunnebache“, wenn es bleich ist. Andere Bezeichnungen sind: „Brot wie ne Wetzstei, Brot wie Lätt“. Sind grosse Luftlöcher im Brot, so sagt man: „dr Beck isch dri-yne gschloffte“ oder „het drin gschlofe“ oder „dr Beck hockt drin“. Hat eine Bachete, wozu der Teig von einem Mädchen geknetet worden ist, viele Kröpfe, so neckt man es, es denke zu viel an's Heiraten.

Das Brot wird vielfach im Keller aufbewahrt auf einem Gestell, das von der Decke herunter hängt (daher die Redensart „Brotchorb höher hänke“), wo die Mäuse nicht hingelangen können. „Brotbäre“ nennen es alte Leute noch. Gewöhnlich wird gebacken, ehe der ganze Vorrat aufgebraucht ist, da erfahrungsgemäss neues Brot rasch verschwindet, was der Bauer folgendermassen ausdrückt:

„Drei Schnyder, lind Brot,
Die frässe, das goht.“

Auch grosse Haushaltungen mussten es besonders fühlen, wie schnell das Brot reist. Bei ihnen heisst es „vill Chind

¹⁾ Die Wähe ist ein beliebtes Motiv in verschiedenen Herdmännchensagen unseres Kantons bald zum Anlocken, Betören der Zwerge, bald zum Belohnen ihrer Arbeit, häufig als Geschenk der Zwerge an die Menschen. Sagen aus Baselland von P. SUTER und G. MÜLLER, S. 80 und 82. Baselbieter Heimatbll. 1936, S. 60. Kinder werden aufgefordert, der Hebamme eine Wähe zu bringen. Dann bringe sie ein Buscheli. — ²⁾ In Oltingen.

vill Stückli Brot“, darum hielt man immer darauf, dass altbackenes Brot vorhanden sei. In früheren Jahrhunderten hat sich auch die Obrigkeit darum bekümmert, dass die Bäckereien stets solches zum Kaufe vorrätig halten sollten¹⁾. Als besonders durchtrieben im Brotsparen wies sich eine Frau im Waldenburgerthal aus, als sie die Handwerkerleute im Hause hatte. Damit das Brot recht „b'schiesse“, verwahrte sie es unter dem hohlen Ziegel, wo es unter dem erhitzten Dach recht dürr und hart wurde. Um den Handwerkern die Möglichkeit zu nehmen, das im Kaffee eingebrockte Brot allzusehr aufzuweichen, so pflegte sie vor dem Einschenken die blechene Kaffeekanne in den Brunnentrog zu tauchen, um den Kaffee abzukühlen.

Gäste am Esstisch werden etwa scherzhaft mit nachstehenden Worten, die man geizigen Gastgebern in den Mund legt, zum Zugreifen ermuntert:

„Wenn der Brot weit, 's lyt im Chaschte . . . Mir nähme keis“ oder „s'Brot isch uf em Schaft. Mir nähme keis“ oder „Nämed Chees, und wenn der kei Brot weit, so hau i der Laib it a.“

Zahlreich sind wieder unsere Redensarten, die sich mit dem Brotessen befassen:

„Gross Möcke git feiss Vögel“. „'s isch no kei Chind verstickt am Brot“, oder „am Brotässen isch no niemer verstickt“, wird etwa den „Schnäderfresigen“ gesagt. Von einer schwierigen Arbeit sagt man, sie sei „schwerer as Brotässe“. Sagt man aber „'s cha ein mehr as Brot ässe“, so meint man damit, dass einer ein Tüchtiger sei, oder gar, dass er hexen könne. Will man einem zu verstehen geben, dass er noch lange warten müsse, bis ein Ziel erreicht sei, so sagt man „Bis dört muesch du no mängg Stück Brot ässe“. Den Kindern droht man „wär Ches ohni Brot isst, chunt ins Zuchthus“, und hält sie damit an, den Käse nur mit Brot zusammen zu geniessen. Erst später erfahren sie dann, dass diese Redensart eine tiefere Bedeutung hat und Ehebruch bezeichnet.

Unsere Sprache kennt auch viele Namen für verschieden grosse Mengen von Brot. „Rosszeche, Rängge, Tagelöhnerstück“ bezeichnen grosse oder gar unvernünftig grosse Stücke. Für etwas ungewöhnlich Grosses oder Grobes hat der Oberbaselbieter noch das Eigenschaftswort „ofetürig“; sicher geht diese Bezeichnung auf die Ofentüre zurück, da der Ofen immer

¹⁾ (Zürich, Bern) F. STAUB, Das Brot S. 76.

als etwas Grosses und Plumpes gilt. Ein dünnes Brotstücklein nennt man „Schnifeli“ oder „ä Stiefmueterstückli, wo me chönt e Chilchturm gseh dr-dur“. Noch kleinere Brotmengen heissen „Räuftli, Brösmeli oder Dünkli“. Dünkli sind die Brotstücklein, die in der Suppe herumschwimmen, und will man einen ganz entfernten, geringen Verwandtschaftsgrad bezeichnen, so sagt man „vo sibe Suppe ne Dünkli“ oder gar „vo dr hundertschte Suppe ne Dünkli“. Verschiedener Beliebtheit erfreuen sich die einzelnen Teile des Brotlaibes; besonders begehrt sind der „chroskelige Chropf“ und „dr Aschnitt“. Allgemein verbreitet scheint die Sitte oder Unsitte zu sein, dass Kinder auf dem Heimwege vom Bäcker die pergamentartige Haut aus dem Mund des Brotes „chnüble“ (klauben), d. h. dort wo der Laib mit seinem Nachbar zusammengebacken war. Die Rinde des Brotes heisst „Oberrauft und Unterrauft“ oder „Bueberauft und Maitlirauft“. Ein besonderer Leckerbissen am Backtage war die „Mueltsche“ oder „Mueltscharrete“, ein kleines schrumpfiges Brötchen, das aus den Teigrestchen gebacken wurde, die man zuletzt noch aus der Mulde kratzte mit der eisernen „Mueltscharre“. Auch die ganz kleinen Kinder, die noch keine Zähne hatten und weder Buebe- noch Maitlirauft zerknuspern konnten, sollten dennoch an dem kräftigen Nahrungsmittel teilhaben. Die Mutter kaute eine Brotrinde weich, band sie in ein Lümplein und gab dieses Bündelchen dem Kleinen als Lutscher! (Als ich noch Brot mit Schnuder ass, da war es mir am wohlsten!)

Das angeschnittene Brot lag meistens in der Tischschublade, damit es sofort zur Hand war, wenn man seiner bedurfte; denn bei gar mancher Gelegenheit wurde ein Stück abgeschnitten. Bettlern gab man lieber ein Stück Brot als Geld¹⁾. Buben, die ja immer essen mögen, konnte man damals noch eine Freude machen mit einem Stück Brot, wenn sie einen kleinen Dienst geleistet oder eine Botschaft gebracht hatten. In frühern Jahrhunderten war es auch Sitte, erwachsene Boten bei deren Ankunft mit Brot zu beschenken²⁾. Überhaupt konnte man früher noch „Ehr-ylegge“ d. h. sich andere zu Dank verpflichten, wenn man Brot schenkte. Kindbetterinnen brachte man extra weisses Brot vom Bäcker. Dieser Brauch lebt vielleicht noch darin fort, dass man einer Wöchnerin Zwieback bringt.

¹⁾ Redensart: Bättlen und Brotheuschen isch's Glychlig — s'isch glych, öb ein bättlet oder Brot heuscht. — ²⁾ s. Schweiz. Idiotikon 5, 977 ff.: „Botte-brot“.

Zur Neujahrszeit nimmt man heute noch die Mühe auf sich, an Verwandte und Bekannte Brot zu verschicken. Im Hinterland und mittlern Baselbiet wird auf diese Festzeit sogenanntes „Milch- oder Ankebrot“ gebacken, während man im Oberbaselbiet „wegglet“. Hier bestand früher auch das Patengeschenk in einem „Weggli“, zwischen dessen zwei Hälften etwa noch ein „Feufbätzli“ eingeklemmt war. Allgemein bekannt und beliebt bei Schülern und Lehrerschaft sind die „Exameweggli“, die auf ein recht ehrwürdiges Alter zurückblicken können. Im Aargau werden sie nämlich zurückgeführt auf die Königin Agnes, die zweite Äbtissin des Klosters Königsfelden (1281—1364), welche alljährlich in der nahrungskargen Frühlingszeit eine Landreise unternahm und die Bauern mit Geld und Nahrungsmitteln beschenkte. Dadurch suchte sie die Schuld zu sühnen, welche ihre Mutter, Elisabeth, durch die Blutrache für ihren ermordeten Gatten, König Albrecht, auf sich geladen hatte.

Ebenfalls auf ein hohes Alter kann der Liestaler „Auffahrtswecken“ stolz sein, der noch alljährlich am Auffahrtstage an die gesamte männliche Jugend von Liestal zur Verteilung gelangt. Diese Sitte soll aus dem Jahre 1499 stammen und von einer Edlen von Schauenburg gestiftet worden sein zum Danke dafür, dass die Liestaler Jugend durch Kriegsgeschrei den Eidgenossen zu Hilfe gekommen sei und so das Schloss Schauenburg vor einem Überfall bewahrt habe. Nach einer Sage hatte die Liestaler Jungmannschaft die Eidgenossen mit Wein und Speise gestärkt und auf diese Weise zum Siege beigetragen. Bis zum Jahre 1811 erhielten die sämtlichen Liestaler Bürger alljährlich am Auffahrtstage einen Laib Weissbrot und eine Mass Wein. Jahrhunderte lang wurde in Muttenz alljährlich eine Brotschenkung durchgeführt, deren Ursprung nicht in das Gebiet der Sage gehört, sondern auf geschichtlichem Boden steht. Im Jahre 1467 wurden zwischen dem Vorsteher des Dinghofes zu Muttenz und den Vertretern des Siechenhauses zu St. Jakob über einige gegenseitige Rechte und Pflichten Vereinbarungen getroffen, wovon zwei Bestimmungen erwähnt sein mögen: Aussätzige von Muttenz finden im Siechenhaus unentgeltliche Aufnahme, wogegen der Spitalmeister das Recht hat, täglich einen einspännigen Karren voll dünnen Holzes im Stierenwald bei Muttenz zu holen. Alljährlich am Pfingsttage musste der Hausmeister von St. Jakob

den Muttenser Feldknaben (Viehhütern) 8 Mutschellen (kleine Laibe Brot), 4 Käse und 4 Schilling bezahlen. Dagegen durfte er mit seinem grossen roten Vieh im ganzen Muttenserbann zur Weide fahren.

Kehren wir wieder zurück in neuere Zeiten. Mit dem Brot und seinem Werdegang hangen auch einige kindliche Spiele und Scherze zusammen. Zum Wetzen des Schnabels dient folgender Zählvers: „Ei (zweu, drü, u. s. f.) Johr im junge Rogge gjättet“. In den Versen, in welchen die Schulkinder die Klassen aufzählen und jeder eine schmeichelhafte oder neckende Charakterisierung beifügen, z. B. Erschtiklässler Dydeli, Zweutiklässler Tinteschläcker usw., da figuriert gewöhnlich auch die Bezeichnung „Brotfrässer“ für eine Klasse. Brotfrässer ist, nebenbei bemerkt, eine volkstümliche Verdrehung des Wortes Professor.

„Brot usezieh“ ist ein phantasievolles, abwechslungsreiches Kinderspiel, das in meiner Kindheitszeit noch viel gespielt wurde, jetzt aber verschollen zu sein scheint. Selbst der Mehlsack hinter dem Ofen hat seinen Namen hergegeben zu einer Redensart. „E Handhebi an e Mählsack“ ist eine beliebte Abfertigung für die unwillkommene Frage „Was muess das geh?“.

Macht jemand ein griesgrämiges Gesicht, so sagt man zu ihm: „De machsch e Gsicht, wie wenn der öpper s' Brot gno hät“. Pfeift ein Kind immerfort, so fragt man es: „Wär het däm Vögeli s' Brot gnoh, ass es eso schreit?“.

Da das Brot ein so wichtiges Nahrungsmittel ist und für die Nahrung überhaupt gilt, so gebührte ihm von jeher eine gewisse Vorzugsstellung. Diese hat es allerdings im Laufe der Zeit eingebüsst. Schmerzlich berührt es uns, wenn wir in einer der Gemeindechroniken von Baselland (Wenslingen) einen alten Mann vorwurfsvoll klagen hören, dass in seinem Hause jetzt täglich mehr Brot verwüstet werde, als er in jungen Jahren täglich zu essen bekommen habe. In den alten Bräuchen und Lebensgewohnheiten begegnen wir einer tiefen Ehrfurcht und Achtung vor dem Brot. Nicht nur wurde die Ernte mit Gebet geschlossen (Glückshämpfelischneiden), sondern auch mit einem frommen Wort begonnen. Ehe die Schnitter an ihre Arbeit gingen, sprachen sie „Das wöll Gott!“

Frühe schon wurde den Kindern eingeschärft, mit dem Brote sorgfältig umzugehen; „Siebemol muess me si bücke für e-n einzig Brösmeli Brot“, pflegten die Alten zu sagen. Es galt als Sünde, mit dem Brot zu spielen und Reste weg-

zuwerfen. Heute wandert manche Brotrinde mit Spuren der oben abgeleckten Confitüre in die „Mälchtere“ zu der „Säutränki“, während man es früher für unwürdig hielt, den Schweinen Brot zu geben, im Gegensatz zu den übrigen Haustieren, die dann und wann ein Stück Brot oder ihre Milchbröchli erhalten, was wiederum sehr bezeichnend ist für die Achtung vor dem Brot. Man hielt viel darauf, dass ein Brotlaib mit einer gewissen Achtung behandelt wurde. In andern Kantonen haben sich noch verschiedene Redensarten erhalten, die unschönes Abschneiden etc. verurteilen und Strafe dafür voraussagen. Im Fricktal heisst es „Wär ins Brot sticht, sticht der Heiland ins Härz“; aus Baselland ist mir nur die Redensart bekannt „Der Ebe und der Unebe hei mitenander e Laib Brot gässe“. Andere Vorschriften und Meinungen lauten: Man soll Brot nicht auf dem Rücken liegen lassen, „sonst schreit es“. Auf dem Rücken liegendes Brot vertreibt eine Hexe aus dem Dorf (Rothenfluh). Man soll das Brot bei Tisch nicht „hinten herum langen“, d. h. nicht hinter dem Rücken des Nachbars (Diegten). Man soll so abschneiden, dass der Laib senkrecht steht und die Messerschneide nicht gen Himmel blickt (Arboldswil). Man soll immer für Brot danken, damit man nie „drüber use chunnt“ (Arboldswil). Kinder hatten überhaupt kein Recht, Brot abzuschneiden, da sie doch nur an dem Laib herumsägten. Vater und Mutter besorgten dieses Abschneiden allein. Noch im Jahre 1820 ist es in Zollikon, Kanton Zürich, vorgekommen, dass ein Bauer einem Knecht eine Ohrfeige gab, weil er sich unterstanden hatte, das Brot anzuschneiden. In Lausen wurden etwa die Buben, die nach dem Brotlaib griffen, in ihre Schranken zurückgewiesen mit der Frage „Chönsch Pflueg hebe?“ Es war mir vor wenigen Jahren noch vergönnt, einen Einblick in ein derartig patriarchalisches Familienverhältnis zu tun. Im Sommer 1916 hatte ich in einem Baselbieter Bauerndorf eine Stellvertretung inne und genoss Kost und Logis auf einem Bauernhof. Zum Nachtessen gab es jeweils Kaffee und geschwellte Kartoffeln mit Salz. Erst wenn jedes der 8 Kinder seine Kartoffeln gegessen hatte, langte der Vater, der zuoberst am Tische sass, den Brotlaib vom Schaft herunter und schnitt jedem Familienmitglied ein Stück Brot ab.

Als Frevel am Brot galt es auch, als man anfang mit der Sense Getreide zu mähen, obwohl man anfänglich noch

irgend eine Vorrichtung traf, die den Zweck hatte, die Halme glatt umzulegen. Gegen diese Art der Getreideernte richtete sich folgende Drohung, die uns Hans Gysin von Oltingen in „Der rote Teufel“ (S. 2) überliefert: „Wenn ein tuet Chorn mäihe oder Brot bäihe oder Hoor pflanze, so chan er in dr Hell danze“. Die furchtbarste Strafe aber für den Frevel am göttlichen Brot begegnet uns in der Sage vom „Steinernen Ritter“, die uns Lenggenhager sehr ausführlich erzählt. Es sei kurz folgendes daraus wiedergegeben. Im Kerker des Schlosses Waldenburg schmachtete der Ernährer einer armen Familie. Die Frau stellte sich mit ihren hungernden Kindern am Schlossweg dem rohen Ritter Hans entgegen und forderte den Vater heraus und Brot für die Kinder, nur soviel als des Ritters Hunde verschmähten. Da liess ihr der Ritter einen Stein reichen mit den Worten: „Da habt ihr Brot, es ist zwar hart, aber dafür um so haltbarer“. Durch diese Worte aufs tiefste verletzt, fiel die verzweifelte Frau dem Pferd in die Zügel und wünschte dem Ritter, dass er selbst zu Stein werde, was alsobald geschah.

Nahe beim Glauben ist gewöhnlich auch der Aberglaube. Der macht sich mit dem Brot reichlich zu schaffen. Bekannt ist die Ansicht, dass ein Stück Brot, welches beim Abschneiden in den Teller oder die Tasse fällt, das Eintreffen eines Besuches oder einer Neuigkeit ankünde. Abendmahlbrot soll man nicht hinunterschlucken, sondern trocknen und im Kirchengesangbuch aufbewahren. Jeremias Gotthelf erzählt in „Annebäbi Jowäger“:

„Als man das Mädchen zur Taufe fäschete, band Annebäbi ein dünnes Scheibchen Brot und ein dito Käse ein und sagte: So wirst öppe (etwa) so Gottel (so Gott will) nie Mangel leiden, sondern geng öppe gnue z'esse ha; bi Buebe ist das nit sövli (soviel) nöthig, die kommen eher durch die Welt.“

Etwas ähnliches scheint bei uns Brauch gewesen zu sein. Im Museum für Völkerkunde in Basel befindet sich ein Taufzettel aus Baselland, dem drei Getreidekörner beigegeben sind. Die sollten das Kind davor bewahren, dass es jemals Hunger leiden müsse. Litt ein Kind an Bettnässen, so legte man ihm neun Gerstenkörner ins Bett. Dadurch sollte es von seiner Schwäche geheilt werden (Arboldswil). Und zog dann später das gross gewordene Kind in die Fremde, so gab ihm die Mutter heimlich ein Stück Brot mit, das sollte das Heimweh von ihm fernhalten.

Zum Schluss sei der Leser noch auf Traugott Meyers Erzählung „En Eigelige“ in „Us eusem Dörfli“ aufmerksam gemacht, worin uns der Verfasser in feinsinniger Weise einen Bauer von altem Schrot und Korn schildert, dem das Brot noch eine heilige Gottesgabe bedeutet und von dem es als solche verehrt wird. Ich kann mir nicht versagen, wenigstens die paar letzten Zeilen davon hierher zu setzen:

„... die paar Wuche vor em Säje chömen im vor wien e heiligi Zyt, wo me si barat macht, für's Obemohl go z'neh. Und do chönnt in derno nüt us em Gleus bringen, as wenn er e Schnäfel Brot i dr Mälchtere gsehch. Derno allerdings chiem im Fүү i's Fүdlen und burschte teet er: „Härpel git me der Suu, nit Brot!“

Jo, und am enen Obe heuscht er derno em Vreni d'Gschrift, wenn's noam z'Nachtassen afo will blettere. Macht: „Hüt isch d'Räjen a mir!“ und schlot s'Glychnis vum Säema uuf. Langsam list er's vor. Bin e jedwädem Värs macht er e Holt und list in no einisch lyslig.

A däm a weisch, ass er mönderisch goht go säje.

Wem me derno abruumt, so goht er uf d'Bühni ue und treit d'Seck, wo schon es Wyli barat stönden, i Gang abe. Hälfte darf men im nit derby, und wenn's im au afe gar grüselig übelzytig goht. Jo, und het er d'Seck dunden in ere Räje, so tätschlet er ein noom andere, ladt sen uuf und macht: „Guet Nacht, i fүer se no uuse.“ Am Morge will er halt e keis Gjeuk und Gchlöpf meh ha.

Lang vor Tag stoht er derno uuf und goht mueterseelen-elei uf en Acher. Öb d'Sunne chöm, müess der Somen im Bode sy; wenn si derno hinder em Egg uufgöng, gross und rot wie süscht nie, so dänk er a Some, wo au dāwäg uufchöm und e Chraft in si heig as wie d'Sunn: e Säje für d'Möntsche.

Dusse lauft er zerscht über en Acher, dr Huet i der Hand. Derno leit er dā uf e Marchstei, het d'Händ zsämen und bättet. Und derno fot er a säje.

Wenn derno die erschti Heiteri überynechunnt, so isch er ferig. Er goht zum Chratte, nimmt's Glas und füllt's: aber der Obenabschluck schüttet er uf en Acher. Und wie d'Sunnen überuestygt, stoht er do, het d'Arm usenander und s'Gsicht gege's Liecht, ass die wysse Hoor um e Chopf umme stönde ... jä, wien e Schyn.“